

Zerstörung und Erhaltung der römischen Ruinen zu Augst

Autor(en): Theophil Burckhardt-Biedermann

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1892

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/800383a7-b429-4127-bc5a-75f36e99c139>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

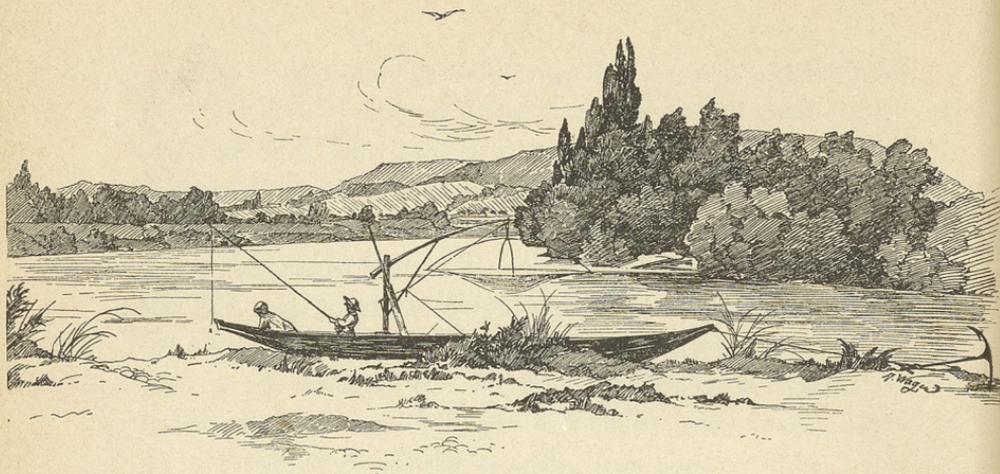
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



Zerstörung und Erhaltung der römischen Ruinen zu Augst.

Von Th. Burckhardt-Biedermann.



Oefters und mit lebhafterm Interesse, als es früher geschah, wird seit den letzten Jahrzehnten von Basel aus die Trümmerstätte der alten Augusta Rauracorum besucht, und der heutige Bewohner der Tochterstadt möchte wissen, wie die Leute derjenigen römischen Ansiedlung gewohnt und gelebt haben, von der aus im 4. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung unser blühendes Gemeinwesen seinen Anfang nahm. Aber so wenig Reste findet der Wanderer über dem Boden erhalten, daß es langer Erklärungen und vieler Abbildungen von Gebäuden und Gegenständen bedürfte, um auch nur auf die wichtigsten seiner Fragen Bescheid zu geben. Immerhin redet das mächtige Gebäude des Theaters, von dem wichtige Theile bloßgelegt sind und wohl noch weitere werden bloßgelegt werden,

mit deutlicher Sprache von der Baukunst und den Sitten des einst weltbeherrschenden Volkes. Die Trümmer dieses Baues suchen in Deutschland nordwärts von den Alpen weithin umsonst ihres Gleichen in Bezug auf Ausdehnung und Merkwürdigkeit der Anlage, so daß z. B. das einst gewiß viel reicher ausgestattete Aventicum dem Beschaauer heute nichts Ebenbürtiges vor Augen stellen kann.

Wie ist es gekommen, daß eine Stadt, deren Theatergebäude auf ungewöhnliche Blüte und deren Umfang auf eine zahlreiche Bevölkerung schließen läßt, fast gänzlich von der Oberfläche verschwand, und daß auch in der Tiefe des Bodens meist nur solche Reste gefunden werden, deren Bedeutung erst gelehrte Forschung und nachbildende Phantasie sich vergegenwärtigen können? Und was ist im Verlauf der Jahrhunderte geschehen um das Vorhandene vor Zerstörung zu schützen? Ueber diese Fragen, über die Zerstörung und die Erhaltung der römischen Reste in Augst soll hier Einiges mitgetheilt werden.

Die erste Zerstörung, die seit der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts nach Christo eintrat, war durch die wiederholten Einfälle des Alamannen-Volkes veranlaßt. Ihr Bild entzieht sich aber unsrer Beobachtung. Man kann nur aus den Kohlen, die sich oft in den ausgegrabenen Gebäuderesten fanden, den Schluß ziehen, daß Feuers Gewalt dabei thätig war. Und ein plötzliches Verlassen der Wohnungen der Stadt sowohl als der ganzen Umgegend beurfunden die zu verschiedenen Zeiten aufgefundenen Töpfe mit Tausenden von Münzen. Der vor einigen Jahren im Stadtgebiet selbst gefundene wies, nahezu übereinstimmend mit frühern in der Nähe der Stadt und bei Münchenstein, auf das Jahr 270 n. Chr. Auch die zahllosen einzelnen Münzen, die überall gefunden werden, müssen beim plötzlichen Verlassen der Wohnungen in Krieg und Ueberfall zurückgelassen worden sein. Allein es kehrten die Zeiten größerer Sicherheit wieder, nachdem etwa um das Jahr 300 der Rhein

wieder als Grenze des Reiches durch starke Festungen und Garnisonen vom Bodensee abwärts bis weit hinab war geschützt worden. Und in Constantinischer Zeit wurde ohne Zweifel die alte Stadt Augusta wieder bebaut und bevölkert unter dem Schutze des mächtigen Castells, das sich vor ihren Augen am Ufer des Rheines erhob da, wo jetzt das Dorf Kaiseraugst sich ausbreitet. (Der Name kommt aber nicht von den Römerkaisern sondern hat in dem Umstande seinen Grund, daß bis zum Jahr 1803 das Gebiet jenseits des Violnbaches, bis an die Brücke bei Augst, österreichisch, also dem deutschen Kaiser unterthan war). Noch sieht man die letzten Reste der fast 4 Meter dicken Ringmauer und kann man in derselben eine Reihe von vorspringenden Thürmen nachweisen. Auch muß eine Brücke, oder mindestens eine Fähre, vom Castell über den Fluß geführt haben, an dessen jenseitigem Ufer drei starke Thürme von 8 Meter Durchmesser dem Feinde das Nahen wehrten. Wird auch das Castell nur zweimal in den schriftlichen Aufzeichnungen der Römer kurz erwähnt, und ist auch seine Gründungszeit noch durch keine Inschrift genauer festgestellt, so muß es doch gleich wie die obere Bauschicht der alten Stadt Augusta in das vierte Jahrhundert gesetzt werden. Darauf weisen für beide Gebiete die zahlreichen Funde von Münzen, deren Köpfe und Schriften glücklicherweise ihren Ursprung verrathen.

Aber schon damals nahm die Zerstörung der alten Stadt (in Baselaugst), welche die Mamannen periodenweise begonnen hatten, ihren Fortgang. Wohl erhoben sich dort wieder Wohnungen vielleicht immer ärmlicherer Art. Aber wenn man schon zu ihrer Aufrichtung Bausteine der früheren Periode verwendete, so verursachte namentlich der Bau des Castells eine massenhafte Ausbeutung der monumentalsten Gebäude der Stadt. Die Castellmauer ruht auf einer verschwenderisch aufgeschichteten Masse von Quadersteinen, deren Verschleppung aus Gebäuden der alten Ansiedelung

mehrfach nachgewiesen werden kann und gewiß für weitaus mehr Fälle noch wahrscheinlich ist. Architekturstücke und Grabsteine, die hier eingemauert sind, können kaum einen andern Ursprung haben als den genannten. Der Tempel auf Schönenbühl und seine Umgebung (dort vermutet man mit Wahrscheinlichkeit das „Forum“ der Stadt, d. h. die schönsten öffentlichen Gebäude) und vielleicht auch das schon im Alterthum abgetragene hohe Scenengebäude des Theaters, beide aus Quadern erbaut, werden so ihre Zerstörung dem Bau des Castells zu verdanken haben; und so gewiß andere Gebäude mehr, da bekanntlich der Krieg und die Rüstung zum Krieg in keiner Zeit die andern Culturinteressen zu schonen pflegt.

Doch als nun um das Jahr 400 auch die Rheingrenze von den Römern verlassen und alles den einbrechenden Halbbarbaren preisgegeben werden mußte, da wird auch die Stadt nach und nach verlassen worden sein. Die Germanen siedelten sich in den zerstreuten Höfen des Landes an oder bauten sich um den Hof des Bischofs zu Basel ihre Wohnungen. Der Bischof, der Anfangs noch in Augst residirt hatte, schlug nun seinen Sitz zu Basel auf, da wo ebenfalls in römischer Zeit auf dem heutigen Münsterplatz Römer gehaust hatten. Dies ein deutlicher Beweis, daß Augst seine Bevölkerung mehr und mehr verlor.

Und nun begann der allmälige Verfall der Gebäude, der gewiß noch gründlicher und nachdrücklicher wirkte als alle frühern, doch nur vorübergehenden Zerstörungen der oft gescholtenen Alamannen. Das Einreißen fester Mauern zumal römischer Mauern kostet eine lange Mühe, die sich die Alamannen gewiß nicht nahmen. Ihre Arbeit war ohne Zweifel nur das Ausrauben der Wohnungen und das Zerstören alles Brennbares an Dächern, Thüren, Fenstern und Hausrath. Doch es ist mir nicht glaublich, daß dieses Volk nur geraubt und niedergebrannt habe. In unmittelbarer Nähe von Augst finden sich dießseits und jenseits des Rheines aus-

gedehnte Begräbnißplätze von Alamannen. Sie haben sich also in den römischen Wohnungen niedergelassen. So ist auch im ganzen Baselbiet fast jedes Dorf in der Umgebung alter Römerbauten angelegt, wie ich bei andrer Gelegenheit nachzuweisen versuchen werde. Aber unter der übeln Vorsorge dieser des Steinbaues unkundigen Bevölkerung mußten die Römerbauten allmählig zerbröckeln, dem Boden gleich werden. Der allmähliche Verfall der alten römischen Bauten ging ohne Zweifel von Anfang an in derselben Weise vor sich wie noch heutzutage, nur rascher und ungehemmter, weil noch Vieles über dem Erdboden stand und keine Rücksicht der Schonung vorausgesetzt werden kann. Denn Grund der Zerstörung war wohl in den meisten Fällen nicht der Zufall, sondern die Absicht der Menschen.

Am nachhaltigsten und ausgiebigsten muß das Bedürfniß der Bodenkultur gewirkt haben. Sollte der Pflug den Boden durchfurchen, so galt es nicht nur die emporragenden Mauern zu beseitigen, sondern auch so tief im Boden die Steine wegzunehmen, daß die Arbeit des Bauern ungehindert vor sich gehen konnte. So sehen wir heute noch, wo die Felder längst ausgeebnet sind, den sorgsamen Landmann beständig diese Vorsorge für seine Werkzeuge treffen: er gräbt alte Häusermauern oder Quadersteine aus und beseitigt sie, nur um dem Pflug oder der Hacke das Hinderniß zu entfernen. Wie viel mehr muß dies in der Zeit der ersten Urbarmachung des Bodens nöthig gewesen sein! Und gerade in denjenigen Theilen der alten Römerstadt, wo die Häuser am dichtesten müssen gestanden haben, auf der Ebene östlich und südlich von der Theateruine, im sogenannten „Steinler“, findet sich mit das meiste Ackerland.

Ein weiterer Zweck ist auch der Gewinn von Bausteinen. Zwar behauptet noch im sechzehnten Jahrhundert Beatus Rhenanus in seinen Büchern deutscher Geschichte (zum ersten Mal erschienen 1531), daß in Auggt selten der Boden ausgegraben werde zum Gewinne von

Mauersteinen; denn die heutigen Mauriker hätten solche zum Häuserbau nicht nöthig; sie wohnten in elenden Thonhütten mit Strohdächern. Indessen war doch schon, wie Bruckner S. 2717 angibt, in den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts eine steinerne Brücke über die Ergolz erbaut und dieselbe wurde 1690 aus demselben Material neu aufgeführt sammt dem darüber stehenden Thor. Die Stadt Basel erhob hier, an der Grenze gegen östreichisches Gebiet, einen Zoll: ein uraltes Recht das sie von den frühern Landgrafen, den Herren von Habsburg, herleitete, zuerst mit den Edeln von Offenburg theilte und schließlich ganz für sich gewann. Auch zu Vertheidigungszwecken diente die Brücke, und solche scheinen den Neubau von 1690 veranlaßt zu haben. Dießseits dieser Brücke stand seit alter Zeit das im Namen der Stadt unterhaltene stattliche Wirthshaus, dessen Lehenträger zugleich den Zoll zu beziehen und die zugehörigen Güter zu bewirtschaften hatte. Das Wirthshaus ward im Jahr 1590 erbaut. Gewiß nahm man einen Haupttheil des Materials aus der kurz vorher beendeten Ausgrabung am Theater zu Augst; wie denn die an jener Unternehmung mitbetheiligte Regierung auch sonst sich schadlos hielt durch Wegschleppung ausgegrabener Steine (s. unten). Und ominös ist es, daß wir schon bei der Nachricht vom ersten Ankauf des Wirthshausgutes durch die Stadt vom Vorhandensein eines Kalkofens vernehmen: „ein Bündten jenseits der Brücke da der Kalkofen steht“ (Bruckner S. 2715). Wir wissen zur Genüge von der Wirkung der Kalköfen an andern Trümmerstätten römischer und griechischer Baudenkmale, um zu ahnen, was ein solcher Moloch mit der Zeit alles mag in seinen Armen verschlungen haben.

Ein dritter Anlaß zur Zerstörung ist die Gewinnsucht der Menschen. Wie heute noch der mit baarem Gelde gewöhnlich karg ausgestattete Bauer die Winterszeit gerne benützt um auf seinem Felde eine Kostbarkeit zu finden, die er dann zu Geld machen

könne — und die Hoffnung erfüllt sich zuweilen auf recht unerwartete Weise — so wurde seit alter Zeit nach Münzen, nach Zügürchen und andern Alterthümern gegraben. Was für Vorstellungen sich die armen Leute unseres Dorfes von den Herrlichkeiten unter der Erde machten, schildert recht anmuthig eine Erzählung, die Theodor Zwinger in seinem „Theatrum humanæ vitæ“ mittheilt. Sie steht im ersten Bande, auf der 594. Seite der neuen durch den Sohn Jakob Zwinger besorgten Auflage vom Jahr 1604, und lautet in Uebersetzung so:

„Um das Jahr 1520 lebte in Basel Einer Namens Leonhard, genannt Lienimann, eines Schneiders Sohn; er war blöde von Verstand und stotterte. Um die genannte Zeit nun gelang es ihm durch gewisse Künste wiederholt in jene unterirdische Höhle zu Augst hinabzusteigen.“

(Es ist die noch vorhandene, früher aber weniger verschüttete Oeffnung in der Nähe des Theaters gemeint, „Heidenloch“ genannt: ein Vereinigungspunkt verschiedener unterirdischer Canäle, welche das stundenweit hergeleitete Trinkwasser nach verschiedenen Seiten vertheilten oder auch, was mir glaublicher scheint, die Wegschwemmung des Urathes nach drei Seiten hin vermittelten: man hat ehemals nach drei Richtungen sich verzweigende Gänge constatirt, und es ist sicher, daß ein solcher gegen das Theater und unterhalb desselben nach der Ergolz, ein anderer nach dem Rinnsal des Violnbaches gerichtet war.)

„Lienimann zündete eine geweihte Kerze an und drang in den Gang hinein. Hier nun — so pflegte er zu erzählen — gelangte er zuerst an eine eiserne Thüre. Durch diese trat er in Kammern ein, von einer in die andere, bis sich vor ihm prächtige grüne Gärten eröffneten. In deren Mitte stand ein herrlich geschmückter Palaß. Da erblickte er eine wunderbare Gestalt: ihr Oberkörper war der einer schönen Jungfrau, mit goldenem Diadem auf dem

Haupt, von dem flatterndes Haar herabhing, der Unterleib von den Hüften an ging in eine gräuliche Schlange aus. Die Gestalt führte Lienimann an der Hand zu einer eisernen Kiste, auf der zwei schwarze Hunde saßen und mit schrecklichem Bellen die Nahenden wegscheuchten. Aber die Jungfrau bedrohte die Bestien und hielt sie zurück; sie nahm von dem Schlüsselbund den sie am Hals trug einen Schlüssel, öffnete damit die Kiste und holte alle möglichen Münzen daraus hervor, goldene, silberne und eberne. Lienimann behauptete solche von ihr bekommen zu haben und zeigte sie seinen Zuhörern. Die Jungfrau habe ihm erklärt, sie sei eigentlich eine Königstochter und durch gräuliche Zaubersprüche in diese Gestalt verwandelt; aber gerettet könne sie werden, wenn ein Jüngling, der rein und keusch sei, sie dreimal küsse. Dann werde sie ihre ursprüngliche Gestalt wieder erhalten, und der Erretter werde als Lohn alle hier verborgenen Schätze davontragen. Lienimann erklärte: zweimal habe er sie geküßt, da habe sie, in der Freude erlöst zu werden, so schreckliche Gebärden gemacht, daß er fürchtete lebend von ihr in Stücke zerrissen zu werden. Dennoch hätte er vielleicht die Erlösung noch zu Stande gebracht; aber da habe er sich von schlechten Gesellen einmal zur Unkeuschheit verführen lassen: seither habe er den Eingang nie mehr finden können. Mit Thränen klagte er öfter über dieses Ende.“

Zwinger versichert, daß Lienimann vielen Bürgern römische Münzen verkaufte, woraus er schließt, daß vielleicht in der Höhlung ein Schatz verborgen sei. Auch sein Schwager Basilius Amerbach, der berühmte Rechtsgelehrte, bestätigt seinem münzkundigen Freunde Adolf Occo in Augsburg, in einem Briefe vom 15. März 1588 (Univ. Bibl. G. I. 45 S. 43 B.), daß die erzählte Sage noch zu seiner Zeit vom Volk geglaubt werde. Er fügt bei: „Als man jüngst mit Bergknappen die Ausgrabung am Theater begann, behauptete ein Bauer nahe dabei eine Weibergestalt unter einem

Baume sitzen gesehen zu haben; kaum sah er sie, so wuchs sie zu ungeheurer Größe empor und verschwand. Vielleicht, fügt Amerbach spöttisch bei, wollte sie auch ihn zu den Klüffen anlocken oder sie entfloß deshalb, weil sie sah, daß nun die Bergknappen (die am Theater gruben) durch ihre unterirdischen Minen auf sie losgingen. Sie mochte sich fürchten, weil sie ihren Hüter, den Hund, verloren hatte: man hatte eben ein eisernes Halsband eines Hundes ausgegraben! Uebrigens hat mein Vater (Bonifacius Amerbach) wiederholt von dem Lienimann erzählt, er habe Münzen gebracht und hier- und dorthin verschleudert, und es ist möglich, daß unter denen die ich von meinem Vater ererbt habe (sie sind jetzt ein Theil der namhaften Münzsammlung unseres Museums) das eine oder andere Stück daher stammt. Aber wie Lienimann zu den Münzen gekommen ist, weiß ich nicht.“ Auch Beatus Rhenanus in seinem oben erwähnten Buche berichtet 1531 die Geschichte, nur etwas verändert; er fügt bei, daß in Augst viele kupferne, zuweilen auch goldene und silberne Münzen auf den Feldern gefunden würden. Es setzt dieß natürlich ein Aufgraben des Bodens voraus: eben eine der Ursachen der Zerstörung von der wir hier reden.

Die Sage von dem Schatz im „Heidenloch“ bestand im Volke noch, als Schöpflin seine *Alsatia illustrata* schrieb (1751), wie er im ersten Bande dieses trefflichen Werkes S. 170 angibt. Und in einer auf unsrer Bibliothek befindlichen Handschrift vom Jahr 1803 (A. D. III. 7.) bestätigt der Architekt Aubert Parent anlässlich von Ausgrabungen, die er an vielen Stellen des Trümmerfeldes und so auch beim „Heidenloch“ vornahm: die Bauern hätten das Innere durchgraben bei Jackelschein, um die eiserne Thüre zu dem vermeintlichen Schatz zu finden. — Heutzutage scheint die Sage erloschen zu sein: ich habe nur noch von einem andern Schatz hinter eiserner Thüre vernommen, der sich in dem Unterbau des Tempels auf Schönenbühl befinden soll. Aber die Welt ist doch

mit der Zeit zu ungläubig geworden, als daß jemand darauf hin eine Grabung unternehmen möchte. Auch wachen hier nicht schwarze Hunde über dem Schatz, sondern die historisch-antiquarische Gesellschaft von Basel, die nun Eigenthümerin dieser Ruine ist.

Was übrigens die Erzählung selbst anlangt, so überlasse ich den Lesern der Grimm'schen Märchen und den Erforschern des germanischen Volksaberglaubens die verwandten Beziehungen ähnlicher Traditionen aufzufinden. Ein „schwarzes Hündchen“ als Hüter eines verborgenen Geldkastens begegnete mir auch in den Berichten über einen Ort bei Winterlingen auf dem „Breitfelde“, wo schon Bruckner S. 2375 römische Ziegelstücke und andere Alterthümer erwähnt und einst sicher eine römische Ansiedlung stand. Und noch Anderes wäre bei ähnlichen Anlässen vom „Hund“ zu erzählen.

Erst in spätern Jahrhunderten, wie natürlich, und auch da nur gelegentlich kommen uns Berichte von Funden zu. So verzeichnen die Wochenausgaben des Rathes zum 7. Dez. 1510: „St. 4 lib. 7 sch. 6 dn. umb ein bildli so des bildschnitzers gewesen und zu Dugst funden ist; hat unser stattschreiber dem stattschreiber zu Dugspurg geschenckt.“ (Mittheilung von Staatsarchivar Dr. Wacker-nagel.) Stadtschreiber zu Basel war damals Johann Gerster, derselbe der vorher als Gehilfe des Nicolaus Rüschi die Neuordnung des städtischen Archivs durchführte (Aug. Bernoulli Basl. Chron. IV. 139). Die Notiz ist nicht nur um des Fundes willen, sondern auch deshalb interessant, weil wir aus der Beachtung die der Rath demselben schenkt, erkennen können, daß solche Gegenstände begannen Werth und Schätzung zu gewinnen. Und bald darauf erfahren wir auch von einer Verordnung über das Eigenthumsrecht ausgegrabener Sachen speziell mit Beziehung auf Augst. Das Erkenntnißbuch II, 114 trägt folgenden Rathsbeschluß ein: „Uff zinstag vor Lucie 1514 (Dezember 12) ist erkannt: „daz alle die so lustig wurden zu Dugst in uniser herlikeit nach schätz ze

graben, daz inen das vergönnt werden [soll], doch also: ob sy einich schätz funden, daz sy dann von erst iren costen, solichs grabens und suchens halb erlitten, von solichem gefundenem gutt voruß dannen nemmen: unnd dannethin das überig soll halb unns als oberherren der landtgraffschaft Sißgow, unnd der ander halb teil denen so daselbs graben, gesucht unnd das gutt funden haben, volgen und werden.“ (Mittheilung von Staatsarchivar Dr. Wackernagel): Es wird also nach den Grundsätzen des römischen Rechtes bestimmt, daß der Finder eines Schatzes den Gewinn mit dem Staate, als dem Grundherrschaft, zu theilen habe, nachdem er seine Ausgrabungskosten hat vorweg nehmen dürfen. Die Verordnung läßt erstens darauf schließen, daß in Augst die Lust nach Schätzen zu graben damals lebhafter geworden sei, wie denn auch der oben erwähnte Verkauf gefundener römischer Münzen im Verlauf des 16. Jahrhunderts für dieselbe Thatsache spricht. Zweitens aber sehen wir hier zum ersten Mal die öffentliche Behörde ihr Augenmerk auf die Reste des römischen Alterthums richten. Es hängt dieß wohl zusammen mit dem gerade damals zu Basel frisch blühenden Humanismus, den neu erweckten Studien der alten Klassiker und der Cultur des Alterthums. Damals wurde auch zur Erinnerung an den Gründer der Kolonie zu Augst Munatius Plancus das Bild desselben an das Haus zum Pfauen gemalt mit einer Inschrift des Beatus Rhenanus (1528). Bild und Inschrift wurden später (1580) ersetzt durch eine von dem Bildhauer Hans Michel verfertigte Erzstatue (zum Dank für das ertheilte Stadtbürgerrecht), die noch heute im Hofe des Rathhauses steht. (Staatsarchiv St. 12. G. 2 B. wonach schon Streuber in seiner hist. topogr. Beschreibung der Stadt Basel S. 364 die frühere Nachricht Schöpflins in der *Alsatia illustr.* S. 180 berichtet hat.) Ein noch deutlicheres Zeugniß des Interesses für das Alterthum bringt gegen Ende des Jahrhunderts die große Ausgrabung an dem

Theater, welche ganz eigentlich aus historischem Interesse unternommen und planmäßig betrieben wurde 1582—1589. Die Unternehmer waren zwar Privatleute; aber doch half auch die Obrigkeit selbst mit, wie Andreas Nyff, der Leiter der Arbeiten, ausdrücklich sagt. Aber wenn wir es heute für Pflicht halten, die bloßgelegten Reste sorgsam zu hüten und vor Untergang zu bewahren, so dachte die damalige Regierung anders. Wir erfahren, daß sie sich Bericht und Vorschlag des Lohnherren und anderer Bauverständiger geben ließ, „die zu Augst herfürgrabnen — Quader und andere Steine, — zu der Stadt Bau ze nemmen“. Und wenn man, wie sehr wahrscheinlich, nach dem Vorschlag verfuhr, so wurden die dem alten Bau enthobenen Quadersteine in Schiffen nach der Stadt geführt, dann aus erbeuteten Tuffsteinen und „aus dem noch stehenden unverbrochenen Gemäuer“ ein Kalkofen gebaut und darin eine zahllose Menge von den behauenen kleinen Kalksteinen des alten Baues zu Kalk gebrannt, so daß „für einen Gulden wol tausend solcher Steine gebrannt werden konnten“. Es ist für den ehrwürdigen Römerbau ein geringer Trost, daß die Beute vielleicht einigen eben damals errichteten Bollwerken unserer Stadtbefestigung zu gute kam (s. meine Schrift über das röm. Theater zu Augusta Maurica [1882] S. 28).

Diesmal half also die Regierung mit zerstören. Aber es folgten Zeiten, da sie für die Conservierung aller Ruinen, namentlich aber der des Theaters emsig besorgt war. Die bezüglichen Akten, denen die folgenden Mittheilungen entnommen sind, befinden sich im Basellandschaftlichen Archiv zu Liestal mit den Bezeichnungen: L. 38. D. Nr 1—14.; sodann in den Bänden L. 9 Nr. 35. L. 38 Nr. 33. Sie sind theilweise veröffentlicht in einem Feuilleton der „Basellandschaftlichen Zeitung“ vor 20—30 Jahren durch Ständerath Birmanu. Kurz zusammengefaßt ist einiges bei Bruckner, Augst, S. 2857—2860 und in meiner

Schrift über das Theater, Mittheilungen d. hist. u. antiq. Gesellsch. N. F. II. (1882) S. 9.

Als im Jahr 1702 eine neue Verainigung der zinspflichtigen Güter zu Augst vorgenommen wurde, trug man die mit Wald bewachsene Ruine des Theaters sammt den angrenzenden Feldern unter der Bezeichnung „bey denen Neun Thürnen“ in die „Heischerödel“ ein, ohne sie von dem übrigen Zinsgut zu unterscheiden. Damals habe man, sagt ein späterer Bericht (D. 5), „sothane heydnische Ueberbleibsel und der Enden gelegenen Hochwald wenig geachtet“.

Aber am 17. Mai 1710 erging im Kleinen Rath der Anzug: „zu Augst seyen vor etwas Zeit alte Mauern entdeckt worden, solte den Unterthanen angezeigt werden, daß sie dieselben ohngeendert lassen“ (Mitth. von Staatsarchivar Dr. Rud. Wackernagel). Der Bürgermeister Emanuel Socin ließ daher durch den Rathschreiber Kippel dem Obervogt des Amtes Farnsburg, zu welchem Augst gehörte, die entsprechende Weisung ertheilen mit besonderer Rüge des Schmidt's daselbst (L. 9 Nr. 35 S. 54). Aber die Mahnung wurde nicht beachtet. Am 20. Jan. 1711 berichtet Hs. Gg. Geßler, Lehenwirth in Augst, an Bürgermeister und Rath über Jakob Frey, Bürger von Augst: „er habe sich unterstanden dieses dahier vor einiger Zeit neu erfundene heydnische Mauerwerk zu demolieren und völlig in Ruin zu setzen“; trotz der Mahnung und des vorgewiesenen obrigkeitlichen Befehls habe er davon nicht abgelassen, „in Massen er auch sehr curiose in das Geviert aufgemauerte Säul neben etlichen Archdücten oder Waßerthürn, wie auch ein Stück von dero in forma gebauwener Bastion gänzlichen demoliert und raziert hat.“ Es läßt sich leider nicht mehr bestimmen, welcher Art und wo diese Baureste waren, vielleicht das erste ein Hypokaust, das dritte ein noch über der Erde stehendes Gemäuer. Die „Archidücten oder Waßerthürn“ waren, wie sich aus der spätern Relation von 1718 ergibt, Theile der unterirdischen Wasserleitung, die vom

Theater westwärts gegen die Ergolz führte durch das Land, das noch jetzt die Bezeichnung „auf Obermühle“ trägt. Der Canal ist auch seither wieder gefunden worden.

Doch der Rath ließ die Sache nicht ruhen. Der Vogt auf Farnsburg Joh. Brandmüller erhielt vom Statthalter des Bürgermeistertums unter dem Datum des 25. Mai 1718 folgendes Schreiben (L. 9 Nr. 35 S. 66): „Demnach uns mißfällig zu vernennen kommen, daß die Rudera von denen zu Augst sich an- noch befindlichen Heydnischen Gebäuwen je mehr und mehr zerbrochen, auch verthaußt und weggeführt werden: alß haben Wir Dir hiemit befehlen wollen zu verschaffen und Ernstlich zu befehlen, daß bey höchster Unserer Ungnad von nun an an diesen Gebäuwen nichts mehr verändert, und viel weniger das Geringste davon weggeführt werde, auch dich genau und eigentllich zu informieren, Wer seith Unserem letzten Verbott etwas davon weggeführt habe, und alßdann Unß wiederumben schriftlichen zu berichten. Maßßen Wir Unß verlassen und Dich sonsten in Gutem meinen; den 25. Maii anno 1718.“

Als aber der Vogt melden mußte, daß zwei Augster „von Leim gebrannte Blättli und Mauerstein“ weggenommen hätten, gab der Rath den Deputierten über die Waldungen den Auftrag, mit dem Lohuherrn Christoph Burchardt den Augenschein zu nehmen und schriftlich zu berichten, wer die Schuldigen seien und wo die daselbst geweste Marmorsäul hingekommen, 1. Juni 1718 (L. 9 Nr. 35 S. 67). Dieser Bericht, am 18. Juni vor Rath verlesen, meldete (L. 38 D. 3):

In der Grünen Matt (beim „Tempel“ an der Ergolz) sei alles noch im alten Stand, auch die Marmorsäule noch vorhanden. Auf der obern Mühle (s. oben), wo der aquæductus gewesen, sei alles zugeworfen und mit Rasen überwachsen. Der sel. H. Geßler (s. oben) solle die Steine ausgegraben und zu Thür- und Fenster-

schwollen seines neuen Baues verwendet haben; „viel Wägen voll“ sagt einer beim Verhör aus; einige Steine seien auch zur Reparatur der Brücke zu Augst verwendet worden. Hans Adam Dehninger habe, als er auf seinem Acker mit dem Pflug an große Steine stieß, denselben nachgegraben und gebrannte und marmelsteinene Blättlein, die er dabei fand, an einen Andern für 4 Pfund verkauft. Endlich seien im Biolenriedt drei große Quaderstücke weggekommen. Die Verordneten haben sodann alle Bürger von Augst — es sind ihrer 19 — vor sich citirt und einzeln verhört. Aus den Aussagen erhellt, daß zu verschiedenen Zeiten ganze Wagenladungen ausgegrabener Steine theils zu Neubauten in Augst verwendet, theils an den Drahtzug (in Niederschönthal) weggeführt wurden. — Zum Schluß wurde der ganzen Gemeinde der stricte Befehl der Obrigkeit eingeschärft, es solle sich hinfüro Niemand mehr gelüsten lassen das Geringste zu verändern noch wegzuführen, und Zuwiderhandelnde sollen am gebührenden Ort verzeigt werden.

Durch Graben nach Steinen und Bearbeiten mit Hacke und Pflug war der Ausbeutung besonders ausgesetzt derjenige Trümmerrest, der als der allerbedeutendste der Schonung am meisten bedurft hätte: das Theater. Wir können es somit nur loben, daß einer der Farnsburger Bögte, Nicolaus Meyer, die Einrichtung traf — wie es scheint aus eigenem Antrieb ohne höhere Vollmacht — die Ruine als „Hochwald“, d. h. als unantastbares Eigenthum der Regierung auszusteinern. Sein Schreiben vom 6. März 1734 an den Untervogt in Aaristorf — hier saß das obrigkeitliche „Geschaid“, das die Marktsteine („Lohen“) zu setzen hatte — erteilt den erneuten Befehl „unverzüglich und auf das allerschleunigste“ — „den Hochwald bei Augst worauf die Neun Thürn stehen“ auszusteinern, es sei dieß noch nicht geschehen „wodurch dann die Augster diesem alten Gemäuer schon zimblichen Schaden zugefüget (L. 38 D. 4). Das geschah nun, wie sich aus einem später zu erwähnen-

den Aktenstück (ebenda D. 10) ergibt, in folgender Weise. Die alte Vereinigung von 1702 hatte das unkultivierbare Gemäuer sammt den angrenzenden Aekern zusammengenommen unter der Bezeichnung „bei den Neun Thürmen“, und so etwa 4 Zucharten theils Kulturland theils Gemäuer mit Marksteinen umgeben, den Bezirk aber nur als 2 Zucharten Zinsgut in die Heischerödel eingetragen. Nun schied das Gescheid durch neugesetzte Steine 2 Zucharten als Kulturland ab von den 2 andern, die somit als obrigkeitlicher Besitz, als „Hochwald“, bezeichnet wurden und unbebaut bleiben sollten.

Dagegen erhoben sich nun von verschiedenen Seiten Klagen der Bauern bei der Regierung, als ob ihnen Besitz entzogen wäre, den sie doch verziusen müßten. Es waren Jakob Schaffner und Hans Schaffner, der eine von Augst der andere von Aristorf, welche in ihrem eigenen und Anderer Namen klagten. Auf ein Schreiben der Kanzlei Basel (L. 9 Nr. 35 S. 91) vom 19. März 1734 vertheidigte sich der Verweiser auf Farnsburg Niclaus Meyer mit großer Beredsamkeit. Sein Schreiben an Bürgermeister Joh. Rud. Wettstein (Concept: L. 9 Nr. 35 S. 108 ff. Reinschrift L. 38 D. 5) lautet unterm 25. März 1734 ungefähr so:

Die Ackerbesitzer um die Neun Thürme haben „bei vielen Jahren ihr Feld nicht nur an das noch jetzt stehende Gemäuer extendiert und geäfferet (fremdes Land angebaut [s. Schweiz. Idiot. I. S. 107]), gleichwie dann Euer Gnaden Hochwäld aller Orten, nicht ohne geringen Nachtheil [sic!] also geengeret worden: sondern annoch von solchem alten Gemäuer, umb sowohl alte Römische Münzen hervorzufuchen als auch ihre Felder zu erweitern theils undergraben theils oben abgebrochen und weggeführt. Welcher Alienation und Aesserung aber Euer Gnaden nimmer zusehen, ja im Gegentheil gnädigst zu erkennen geben wollen, wie viel Denenselfen sowohl an beybehaltung sothaner alten heydnischen Ueberbleibsel als auch Deroselben Hochwäldern gelegen, und desßwegen bereits unterm 25. May und

1. Juny 1718 die Gnädigste Verordnung ergehen lassen (s. oben), daß man zu deren conservierung all mögliche Sorg tragen und davon weder wenig noch viel alienieren und wegnehmen solle. Ein gleiches ist ja auch, schon bey vielen Jahren, in ansehung Ew. Gn. Hochwäld und Allmenten beschehen und die allseitige Aufsteinung Gnädigst anbefohlen worden.“ Man habe aber diesen Befehl nicht geachtet weil diese Rudera von den Zinsgütern nicht wieder aus- geschieden worden. Und die Inhaber der Aecker hätten nicht nur die alten Lohen (Marksteine) beseitigt, sondern beständig weiter ge- graben und die alten Gebäuderefte verderbt. Darum habe er die neue Steinsetzung angeordnet durch den Untervogt von Aristorf als Gescheidmeister. Die Kläger beanspruchten nun nicht nur ihre Güter bis hart an das heidnische Gemäuer, sondern dazu noch „solch Gebäu an und vor sich selbst“ und wollten absolut ihr weggeschiedenes Feld wieder haben „so doch nur Aegerten [unfrucht- bares Land] und nicht über 20 Pfund werth.“ Sie hätten ihm trotziglich den Befehl von Ew. Gn. zugestellt (das Schreiben der Kanzlei vom 19. März). Auf ein Verhör des Untervogtes hin aber habe es sich ergeben, daß den Klägern nichts weggenommen worden was ihnen gehöre, sondern nicht einmal alles das was sie sich leichtfertiger Weise angeeignet hätten. Er könne es „vor dem gerechten Richter dermahleins verantworten“.

Der Rath ließ durch die Verordneten zu den Waldungen und den Lohnherrn einen Augenschein nehmen und empfing von ihnen am 5. Mai 1734 den Bericht (L. 38 D. 6): Es sind meist nur Zwischensteine, keine neuen Steine, gesetzt worden. Die Kläger haben „merklich geäfferet, das Gestäud und Gemäur hinweggeschafft, Gärten, Bündten und Felder daraus gemacht“. Sie gestehen dies selbst ein, entschuldigen sich aber mit dem Herkommen und dem starken Bodenzins. Es stand laut dem Berain auf diesen Aeckern früher etwa sieben mal weniger Korn als jetzt. „Die Aegster haben

sich überklagt und Euer Gnaden in allen Stücken zu mild berichtet, in Sonderheit hat sich der sogenannte Wind-Müller sehr ohngestüm aufgeführt.“

Das Resultat war, daß die Kläger abgewiesen wurden und „die über diesen Augenschein ergangene Kosten von 22 Pfd. 15 Sch. abrichten“ mußten, 12. Mai 1734 (L. 9 Nr. 35 S. 90).

Dennoch ruhte die Sache noch nicht. Die Klagenden waren offenbar insofern in ihrem Rechte, als die Aussteinung der Ruine von den Aeckern eine Neuerung und dem Wortlaut des Verains zuwider war, der diese ursprünglich Berensfelsischen Güter nicht als „Hochwald“ definierte, sondern kurzweg: „Zwei Zucharten an dem Sibler in dem Kueffen bey den Neun Thürnen“ (südöstlich vom Theater). Darum verlangten drei Jahre darauf mehrere Leute von Kaiseraugst, die, wie ich vermüthe, den Zins dieser Aecker zu beziehen hatten: es sollten die neu gesetzten Steine, die laut einer vorgenommenen Untersuchung „keine alten Zeichen“ hätten, weggethan und der Zustand hergestellt werden wie er vor Verweser Meyer war. Aber als nun, fast ein volles Jahr später auf den Befehl der Regierung vom 17. Dec. 1737 der neue Farnsburger Vogt Philipp Dienast am 16. Oct. 1738 über die Angelegenheit Bericht abstattete (L. 38 D. 10), wurde befunden, es gehe den Kaiseraugstern durch diese Aenderung kein Becher Zins ab, weil das abgegrenzte Land nicht bebaut werden könne; vielmehr könnten die Besitzer klagen [d. h. wohl die Augster Bauern, die es bebauten und vielleicht noch etwas daraus ziehen konnten an Gemüse u. s. w.]. Und so erfolgte durch Schreiben des Bürgermeisters Samuel Merian vom 19. Nov. 1738 (L. 9 Nr. 35 S. 109) an den Landvogt die Weisung, die Umsteinung so zu lassen wie sie sei.

Wie wenig übrigens selbst die sorgsamsten polizeilichen Maßregeln einer Regierung auszurichten vermögen, wenn sie nur abwehrend sind, erweisen spätere gelegentliche Nachrichten. Als der

um Augst so wohl verdiente Registrator Daniel Bruckner seinen geschickten Zeichner, den Bäckermeister Emanuel Büchel, hinsandte um die Reste des Theaters zu messen und zu zeichnen (1750), fand derselbe auf der Höhe der Ruine „Feld“ vor (s. Büchels Originalzeichnung in der Bibliothek des Antistitiums). Und in seiner eigenen Beschreibung (1763) bemerkt Bruckner S. 2779, daß die Orchestra „dismalen besflugtes Feld“ sei; und S. 2805: „nicht nur ist die Oberfläche des Gemäuers mit Gesträuch bewachsen, sondern die Bauren pflanzen auch bisweilen Gemüse darauf“; ja S. 2804 beklagt er, daß „täglich Steine von diesem Gebäude weggenommen werden.“ Erst als am Anfange unseres Jahrhunderts das ganze Gebiet der Ruine ein Privatgut wurde und von dem damaligen Besitzer der Papierfabrik in Augst, Herrn Brenner, wie auch später von seinem Nachfolger, Herrn J. J. Schmid, dem eifrigen Sammler und Freund von Augst's Alterthümern, zur lieblichen Anlage umgeschaffen wurde, blieben die Trümmer erhalten: soweit nicht doch die Natur an ihrer Zerstörung weiter arbeitete durch den Einfluß der Witterung, namentlich des eindringenden und gefrierenden Regenwassers. Möge es der jetzigen Besitzerin, der hist. u. antiq. Gesellschaft in Basel, gelingen durch weitere Ausgrabungen die Gebäudereste nicht nur dem Blick der Beschauer immer verständlicher darzustellen, sondern auch, wie schon begonnen, das Vorhandene durch vorsorgende Maßregeln vor dem fortschreitenden Verfall zu schützen.

Bei Anlaß der Aussteinerung des Theaters im Jahr 1734 vernehmen wir auch, was für Reste damals noch über den Erdboden sich erhoben. Der Farnsburger Vogt, Nicolaus Meyer, welcher der Sache ein besonderes Interesse muß gewidmet haben, legt einem seiner Schreiben (L. 38, D. 4, erwähnt in D. 5) ein Blatt bei, das die „Rudera der alten heydnischen Gebäw zu Augst“ verzeichnet. Es nennt:

1. „Die Neun Thürn (das Theater), ein alt Gemäur.

2. Linker Hand der Siebenachter Straß stehet wider ein Ge-
sträuch, darinnen ein Eingang in die Erden, so das Heydenloch
genennet wird: ist aber fast völlig mit Grund bedeckhet, und daher
wider gesäubert werden solte.

3. Baß unden ist wider ein lang Gemäur zu sehen, so noch
zimbllich in gutem Standt; diesem Gemäur nach gehet ein Wür-
lein, woraus die so genannten Biolen Niedmatten gewässeret werden
(das Stück Stadtmauer, das noch vorhanden ist).

4. In der sogenannten Grienmatt . . . stehet wider ein alt
Gemäur, aber nicht über Manns Höhe. Darum ligen bey 11
gebrochene große dicke Seulen von ein componierten Marmel theils
8 bis 10 Schue lang. Einige, ja die meisten seind völlig mit
Grund bedeckht, so mit leichter Müß außgegraben werden könnten.“
(Es ist das von Bruckner S. 2758—2771 beschriebene und von
Parent später ausgegrabene Gemäuer, das nach Bruckner im Jahr
1710 zum ersten Mal erwähnt wird und seither „der Tempel“
heißt; in der Nähe dabei, nicht weit von der Ergolz, steht jetzt der
„Tempelhof“.)

Die Aufzählung Meyers nennt aber nicht alles. Es fehlen
die Reste auf Castelen, die noch jetzt sichtbar sind, und die bei
Bruckner noch angegebenen Theile der Stadtmauer im Südwesten.

Seit der Aussteining des Theaters ist nun das Interesse der
Regierung für die gelegentlichen Funde geschärft. Im Jahr 1736
wird auf die Nachricht von neuen Entdeckungen der Vohnherr L.
Fäsch hinausgesandt und erstattet am 25. Juli dem versammelten
Rathe Bericht über seine Sendung: nahe bei den Neun Thürnen
und dem Siebenacher Weg hat man nur einen Fuß tief unter dem
Boden ein „Kreuzgewölbe“ entdeckt: verschiedene kleine Gewölbe
(„circa sechs gegen einander gehende Gewölblein“, heißt es L. 38,
D. 8) aus Tuffsteinen, Back- und andern Steinen gebaut, von

vier bis sechs Fuß Spannweite. Das Ganze sei vielleicht ein Bad (oder wohl vielmehr ein Hypokaust, d. h. ein hohl gelegter Zimmerboden zur Aufnahme der erwärmten Luft, mit gewölbtem Heizofen). Sonst haben Bauern wieder nach Mauersteinen gegraben und dabei „Ober- und Untergebinse eines starken Gebäus“ gefunden, anderswo einen großen viereckigen Stein, „darauf eine sehr starke weiße runde steinerne Saul stehet etwa zwen Schuh hoch“ (L. 38, D. 5). Der Farnsburger Vogt Philipp Dienast erhält vom Rath einen gelinden Verweis, daß er von dem Funde nichts habe verlauten lassen, sammt dem Befehl, „es solle alles zu Augst frisch Entdeckte in statu quo gelassen und nichts dabei geenderet oder hinweggethan werden“. Und da bald darauf besorglicher Bericht einläuft, läßt sich der Rath ausdrücklich von seinem Vogt darüber beruhigen, daß nichts „veralieniert“ worden (18. u. 25. Aug. 1736: L. 9. 35. S. 105 und L. 38, D. 8).

Bald darauf erwacht die Lust, eine größere Ausgrabung vorzunehmen. Der Rath erlaubt am 14. Dezember 1743 einem Friedrich Käufflin, daß er „bei denen Alten Gemäuern zu Augst an der Bruggen raumen möge“ (L. 9. 35. S. 136). Und schon einige Wochen darauf, am 1. Februar 1744, will Bürgermeister Emanuel Falkner vom Obervogt Philipp Dienast wissen, „weil in den neun Thürmen gegraben werde oder Schätze gesucht werden: zu was End gegraben werde und wie weit man mit der Arbeit gekommen sei“ (a. a. D. 135). Die Antwort vom 5. Febr. (L. 38, Nr. 33. A. 4) gibt einen flüchtigen, aber doch offenbar die Neugierde weckenden Bescheid: man arbeite mit drei Mann von Augst; die Stelle sehe aus wie ein Kellerhals, man habe schon drei Stufen tief gegraben, durch eine achtschühige Mauer durchgebrochen und ein etwa manushohes Gewölbe räthselhafter Natur angetroffen. So mußte Stadtlieutenant Stehelin im Auftrag des Rathes sich an die Fundstelle begeben. Sein ausführlicher Bericht (L. 38,

Nr. 33. A. 5), von einem Plänchen begleitet, wurde am 15. Febr. vor dem Rath verlesen.

Der Inhalt desselben ist in Kürze der: Die Ausgrabung fand an der Nordwestseite des Theaters statt, da wo zwischen der senkrechten Mauerwand, welche ehemals den Zuschauerraum westlich begrenzte, und der parallel damit laufenden Mauer des Scenengebäudes noch jetzt ein etwa 6 Fuß breiter Gang sichtbar ist; derselbe ist (beim Umbau des Theaters zu amphitheatralischen Zwecken) gegen die Arena hin durch eine hohe Quermauer geschlossen worden, so sah der Raum wie ein Corridor, Gang oder „Kellerhals“ aus. Hier gruben nun die Leute von außen nach innen in drei sich vertiefenden Abätzen bis zu einer Tiefe von 20 Fuß in die Fundamente des Gebäudes hinab. Hier wandten sich die Grabenden links, gruben durch die „5 à 6 Schuh dicke Hauptmauer“ (die Abschlußmauer des Zuschauer-Raumes) durch, fanden innerhalb derselben einen der halbrunden Thürme (wie sie zum Schutz gegen den Druck von innen nach außen überall an dem Gebäude sich finden), bohrten sich dann, in einem Bogen nach entgegengesetzter Richtung sich kehrend, einen engen Gang etwa 8 Schuh lang und wühlten hier in die Tiefe hinab ein Loch bis auf den natürlichen Boden. Da fand es sich, daß sie hier, in den Fundamenten des Gebäudes, eine gemauerte Wasserleitung durchschnitten hatten. Es sei dies „ein ordentliches Gewölb, so nicht über 8 Schue breit und 5 Schue hoch ist, welches einer Wasserleitung gleicht und der Anwohnern Vermuthen nach gegen Cuer Gnaden Matten an der Ergolz hinabgehe, allwo ein Brunnen auch auß einem Gewölb herfür komme, welches muthmaßlich auf jenes correspondiere“. Gewiß war dieß ein Abzugskanal, sei es für das ablaufende Regenwasser des Gebäudes oder für menschliche Bedürfnisse der Zuschauer, ein Kanal, der in die bekannte Leitung wird geführt haben, die außerhalb der Scenenmauer unterirdisch

derselben entlang und dann hinab gegen die Ergolz (auf „Obermühle“, s. oben!) das Abwasser wegführte. Von der ganzen Ausgrabung aber und ihrem Resultat werden leider die Herren Räte des Jahres 1744 keinen irgendwie erleuchtenden Einblick in die Bedeutung des alten Denkmals gewonnen haben.

Mit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts laugen wir in derjenigen Periode an, wo den geschichtlichen Studien in unsrer Vaterstadt nach langer Zeit wieder eine ernstlichere Aufmerksamkeit zugewendet wurde (s. Rud. Wackernagel in diesem Jahrbuch, 1888, S. 243). Die Studien richteten sich unter anderm auch auf die alte Augusta, ihre Geschichte und ihre Reste. Am Schluß seiner gelehrten Untersuchungen über Augst in der „*Alsatia illustrata*“ (1751) erwähnt Schöpflin Bd. I., S. 181 diejenigen Basler, die ihn unterstützten, den Oberstzunftmeister Joh. Rud. Fäsch und die Juristen Georg Schweighauser und Hieronymus Dienast: sie hätten ihm die topographische Abbildung der Ruinen und die Mittheilung über den gegenwärtigen Zustand derselben vermittelt. Eine französisch verfaßte Handschrift der „vaterländischen Bibliothek“ auf der hiesigen Lesegesellschaft zeigt nun in der That evident, daß die Darstellung Schöpflins auf den genauen Angaben eines Basler Freundes beruht, der seinen Namen nicht will genannt wissen. Wir können nicht entscheiden, welcher der drei von Schöpflin Genannten der Verfasser der ausführlichen Schrift war. Von Hans Georg Schweighauser berichtet uns C. Wieland (Jahrb. 1883, S. 92 ff.), daß er ein Freund der Geschichte und des Studiums der Alten war, und daß er einst auf seinen Studienreisen die Alterthümer Südfrankreichs studiert hatte. Ob nun er es war oder ein Andern: sicher hat der Verfasser der Schrift auf die Darstellung des berühmtern Straßburger Gelehrten einen wesentlichen Einfluß ausgeübt. Der Ungenannte ist es z. B., der die (allerdings unhaltbare) von Schöpflin S. 162 vorgetragene Vermuthung aufbrachte, daß die

Stadtmauern Augustas das Gebiet von Kaiseraugst mit in ihren Bereich eingeschlossen und bis an das jenseitige Ufer gereicht hätten.

Von dauerndem Einfluß für das Interesse, das sich fortan in Basel auf die Römerstätte richtete, war aber zumeist das Werk Daniel Bruckners, das, 1763 erschienen und mit den sorgfältigen Zeichnungen Emanuel Büchels geziert, noch heute für uns ein unentbehrliches und viel benutztes Sammelwerk ist. Seinem Namen begegnen wir nun auch zunächst in den weiteren Aktenstücken. Er war eben damit beschäftigt, für seine Arbeit die Aufnahmen und Zeichnungen anfertigen zu lassen. Die Originalzeichnung Büchels von dem (jetzt ganz verschwundenen) merkwürdigen Castell im Rhein (Bruckner, S. 2754) trägt das Datum vom 10. Febr. 1750, die Aufnahmen des Theaters das vom 5. April desselben Jahres. Und jedenfalls auf Bruckners Ansuchen hin läßt nun am 28. April 1751 die Kanzlei an den Vogt in Farnsburg, Herrn Balthasar Lang, im Namen der Herren Häubter den Befehl ergehen, er solle zu Augst publicieren lassen, „daß, wann Einer dortiger Unterthanen einiges Gewölb oder etwas anderes von Gemäuer oder Säulen entdecken würde, Er solches nicht alsobald wiederum zuwerffen, sondern es allervorderist bey dem Herrn Jungrossisten allhiefiger Ganzley (das war eben Bruckner) zu Handen Unserer Gnädigen Herren anzeigen solle“ (L. 9. 35, S. 173).

So kam dem fleißigen Forscher z. B. 1754 die Bloßlegung der innern Seite der Stadtmauer zu Ohren, von der er auf S. 2749 f. berichtet. Aber im Jahr 1779 erlaubte sich Herr Hieronymus Huber auf der Grienmatt Säulenstücke, welche beim sogenannten Tempel aus der Wiese hervorragten, auszugraben. Es waren vier Säulenstücke von wildem Marmor, drei, fünf und sieben Fuß lang und gegen drei Fuß (2' 8") dick. Die dem Rath zugesandte Anzeige (L. 38, Nr. 33) hatte sofortiges Verbot durch den Obervogt und eine Relation dieses letztern, des Melchior

Bloch, zur Folge, die am 27. Nov. dem Rath vorgetragen wurde (L. 38, D. 11). Aus Hubers Vertheidigung gegen den Vogt erfahren wir, daß trotz allen Verboten die Plünderung immer wieder um sich griff. Vor sechs Jahren habe einer aus Auggt an Herrn Dschgi, Müller in St. Alban-Loch, für circa 50 Pfund Steine verkauft, ebenso an die Inspektoren des Waisenhauses für die neu anzufertigende „Brütsche“ (am Mühleleich gegen Pratteln), endlich auch an Herrn Pfannenschmied von Basel zu einem Ofenfuß in dessen Häuslein; er hatte die Steine in seinem Acker „im Steinler“ ausgegraben. So habe Gregorius Lützelschwab, der Rheinvogt zu Kaiseraugst, vor acht Jahren in seinem Land auf diesseitigem Territorio ohne Jemandes Erlaubniß der Steine viele und zu einer ganzen Metzg oder Schol herfürthun und heimführen lassen. Das gleiche thaten in diesem Jahr sechs Bauern auf ihren Gütern; ein anderer verkaufte solche Steine dem Steinmetzen Senn zu Liestal, zwei ganze Wagenladungen. Aber alles das seien ordinar und gewohnte grobe Sandstein gewesen, die von jeher jeder Bauer habe ausgegraben dürfen, wenn er mit dem Pflug darauf stieß. — Um „der gänzlichen Zerstörung der noch wenigen Ueberbleibsel des ehemaligen Kaurachs Gehalt zu thun“ beauftragte der Kleine Rath die löbliche Haushaltung, mit dem Lohnherrn und „einer der Ältesten verständigen Person“ geeignete Vorschläge zu bringen. Was wirklich geschah, ist mir nicht bekannt.

Der zuletzt erwähnte Ort, die Wiese auf der Grienmatt (westliche Niederung gegen die Ergolz hin), wo damals wie noch heute ein längliches, mit Gebüsch bewachsenes Gemäuer die Blicke auf sich zog, und wo Säulenstumpfe, die aus dem Boden schauten, zu einer Ausgrabung einluden, dieser seit älterer Zeit „Tempel“ genannte Ort sollte in den Jahren 1794, 1801 und 1803 die Reste eines der schönsten, schmuckreichsten Gebäude und mehrere sehr werthvolle Architekturstücke und kleinere Kunstgegenstände zu Tage

fördern. Die Ausgrabungen leitete ein kunstverständiger, fremder Architekt Namens Aubert Parent. Die Schilderung derselben und ihrer Resultate muß einem andern Anlaß vorbehalten bleiben; was aber damals die Regierung dabei zu schaffen hatte, gehört in den Zusammenhang dieser Darstellung und ist hier zu berichten.

Der Boden der Trümmerstätte gehörte einerseits dem Staat, anderseits (nach Osten) Herrn Forcart-Weiß, dem Besitzer des Württemberger Hofes. Mit ihm wurde der durchreisende fremde Architekt Parent bekannt und erhielt von ihm den Auftrag für ein Piedestal einen der Säulenkumpfe in Augst auszugraben. Er erhielt dazu von der Regierung die Erlaubniß; da er aber bei dieser Arbeit die Aussicht auf noch viel reichlichere Funde gewann — und der spätere Erfolg rechtfertigte seine Hoffnungen — so arbeitete er ein ganzes Memorial aus mit dem Plan einer umfassenden Ausgrabung der ganzen Ruine und gab es der Basler Regierung ein. Das Schriftstück befindet sich jetzt auf dem Staatsarchiv der Landschaft in Viefstal; es enthält 19 Seiten in Folio auf Handpapier, dazu 8 Blätter Zeichnungen: den Uebersichtsplan der projectierten Ausgrabungen, sodann Tusch- und Farbenabbildungen theils von Architekturstücken oder Münzen, theils die eines projectierten Monumentes aus den Fundstücken. Unter dem Titel eine farbige Composition: ein liegender Löwe, ein Basilisk mit dem Basler Wappen, dahinter ein Fascenbündel mit eingestecktem Spieß, der den Freiheitshut mit rothen und blauen Federn trägt; um die Schäfte schlingt sich ein Band mit der Inschrift: *domine conserva nos in pace*. Der Titel lautet: *Mémoire sur les antiquités d'Augusta Rauracorum, dédié et présenté à L. L. E. E. Mrs. les Bourguemaîtres et Conseils de la ville et république de Basle, par Aubert Parent, Architecte et Sculpteur, 1794*. Inliegend ein Bogen mit der Dedicatio: „A leurs excellences les Seigneurs Bourguemaîtres, Tribuns et

Conseillers de la ville et république de Basle. Très-Gracieux Seigneurs! — Der Verfasser gibt hier einen kurzen Bericht über sich selbst: Aubert Parent, Architecte et Sculpteur, ci-devant Pensionnaire de feu le Roi de France à l'académie royale de Paris, forcé par les troubles de la France de se rendre dans sa patrie, le Valais, passant par cette ville et y ayant fait la connaissance d'un Amateur qui lui a confié l'exécution et la conduite des travaux pour l'ornement de ses jardins, a eu par ce moyen occasion de séjourner à Bâle environ 18 mois avec l'agrément des Seigneurs du Conseil.“ Parent hat das Memorial den Professoren d'Annone und Falkner zur Prüfung vorgelegt, ihre Billigung erlangt und bietet es nun der Regierung zum Geschenk an. Sein Zweck dabei ist eine erfolgreiche Ausgrabung beim Tempel zu veranlassen. Er bespricht die bis dahin bekannten Nachrichten von der Ruine und die ausgegrabenen Architekturstücke (einen Säulenschaft mit Base, ein Architravstück und fünf Stücke mit Marmorincrustationen) und schlägt der Regierung vor, aus den noch weiter zu hoffenden Stücken ein Monument auf dem Petersplatz errichten zu lassen zum Andenken an Bürgermeister Joh. Rud. Wettstein. Er malt eine Skizze dieses projectierten Denkmals und der zur Herbeischaffung der Steine dienlichen Maschinen. — Indessen, Basel kann sich gratulieren, daß das häßliche Project nicht ausgeführt wurde: wir dürfen hoffen, daß uns etwas Schöneres zu diesem Zweck gelingen werde.

Der Große Rath fand den Vorschlag wichtig genug, um ihn an eine Commission zu weisen. Diese gab einen günstigen Bericht. Allein man begnügte sich damit, das Mémoire Parents auf die öffentliche Bibliothek zu den Zeichnungen Amerbachs über das Theater bringen und dem Verfasser ein Ehrenpatent sowie eine goldene Medaille überreichen zu lassen (Beschluß des Kleinen Rathes vom 19. Aug. 1794). Weiter geschah nichts. Die erklecklichen

späteren Ausgrabungen wurden von Privaten mittelst einer Subscription ausgeführt.

Wenige Jahre später wurde nochmals die Regierung und nunmehr durch ihre eigene Finanzbehörde, aufgefordert, sich zu einer kleinen Ausgrabung herbeizulassen. Im Frühjahr 1797 kam wieder einmal Bericht, daß in der Nähe des eben besprochenen Tempels ein Bauer auf römisches Gemäuer gestoßen sei. Diesmal wurde die übliche Haushaltung aufgefordert den Augenschein zu nehmen. In Begleitung der sachkundigen Gelehrten Prof. Herzog und Prof. d'Annone begaben sich die Haushaltungsherren Stadtschreiber Fäsch und Rechenrath Oser an die Stätte (L. 38, D. 12). Man fand ein wohlerhaltenes Stück eines Hypokaustes aufgedeckt. D'Annone verfaßte ein belehrendes Gutachten, das in Kürze die römische Einrichtung eines solchen „Schweißbades“ den zuhörenden Großräthen entwickelte und eine Zeichnung beilegte. (Gutachten und Zeichnung sind im „Basler Almanach für das Jahr 1798“; in dessen war die Originalzeichnung „mit Farben erleuchtet“; es ist wohl die von Parent gefertigte, die in dessen oben beschriebenen Manuscript der Landschaft liegt.) Sein Schlußurtheil lautete, „daß bei weiterm Nachgraben mehrere Entdeckungen von Wichtigkeit gemacht werden dürften“, und die „Haushaltung“ beantragte, das Graben fortzusetzen, „doch mit möglichster Schonung des Aerarii“ und unter der Leitung von Sachverständigen, wozu die beiden Professoren bereit seien. Es muß aber nichts geschehen sein. Auch hier brachte erst Parents Ausgrabung vom Jahr 1803 recht erfreuliche, wenn auch nicht ganz vollständige Resultate: damals fand man eine ausgedehnte Anlage von Bädern mit merkwürdigen Details, die noch in einem Manuscript der Basler Universitätsbibliothek der Publikation harren.

Ich schließe die lange Reihe der meist unbedeutenden Funde mit einem der erfreulichsten unsrer Gegend, der wiederum die Auf-

merksamkeit constatirt, welche die Regierung des vorigen Jahrhunderts den Alterthümern schenkte. Zugleich knüpft sich daran die erste Nennung der allerneuesten Anstalt für Rettung von dergleichen Schätzen, des schweizerischen Landesmuseums. Damit verhält es sich so. Im Jahre 1788 fand man oberhalb Waldenburg mehrere Statuetten am sogenannten „Anraißli“ (man geht von unten kommend vor dem alten obern Thor rechts durch die kleine Schlucht hinauf dießseits des „Schänzli“, einer schroffen Erhöhung, auf der ein altes Schloß stand). Die Beschreibung des Fundes ist ausführlich nach den Akten mitgetheilt von W. Vischer: Kleine Schriften II. S. 421—429. In gewohnter Weise ließ sich die Regierung ein Gutachten geben, wiederum von Professor d'Annone und sorgte für die Aufbewahrung der Kostbarkeiten in der öffentlichen Sammlung, wo sie sich noch befinden. Das Original von d'Annone's Beschreibung ist im Landschaftl. Archiv L. 41, Nr. 144. Es ist aber noch dazu ein merkwürdiges Nachspiel zu berichten. Kaum war in unserm Lande unter französischem Einfluß die Helvetik eingeführt und waren die frühern Unterthanen Basellands endlich frei erklärt worden, so reichten die Kinder jener Bronzen eine Beschwerde ein bei der neuen „Verwaltungskammer“: sie hätten damals keine Entschädigung erhalten; nun verlangten sie entweder eine solche oder die Zurückgabe der Fundstücke. Weniger scrupulös, aber auch weniger einsichtig als die alte Regierung, wollte die Verwaltungskammer zuerst diese „wenig werthvollen Sachen“ den Bauern zurückstellen. Da that die Universität Einsprache, die Kammer ließ die Sachen schätzen (20 bis 24 Franken) und brachte die Frage vor den Minister der Künste und Wissenschaften Stapfer, dieser endlich vor das Direktorium in einem Schreiben vom 1. August 1798 (Helvetisches Archiv Bd. 583 S. 547). Nun trug sich Stapfer schon mit dem Gedanken, neben einer Nationalbibliothek und andern centralen wissenschaftlichen Anstalten auch ein National-

museum zu gründen (Luginbühl: Ph. Alb. Stapfer S. 290.) Er schloß darum an den unscheinbaren Anlaß folgende Anregung an:

Les vestiges des peuples policés qui ont joué un grand rôle dans l'histoire des temps passés sont toujours précieux pour nous et le deviennent encore plus par un intérêt local, si nous les trouvons dans le sol de notre patrie; l'histoire en tire des lumières et les cite comme témoins dans les recherches sur les mœurs, les connaissances et les institutions de ces peuples. Ce n'est donc pas toujours la perfection de l'art que nous estimons dans tous ces monumens de l'antiquité: elle augmente leur valeur, mais elle ne la fait pas essentiellement.

La république helvétique honorera la mémoire des peuples anciens qui ont jadis labouré le sol qui nous nourrit en rassemblant dans un *Musée national* tous les monumens qu'ils nous ont laissés; elle préparera aux sciences un dépôt précieux de tous les restes de l'antiquité que notre patrie a recelés dans son sein.

Les figures antiques trouvées dans le Canton de Bâle seront donc gardées pour faire un jour partie de ce dépôt.“

So weit Stapfer. Historisch betrachtet hätte darum Basel das erste Anrecht gehabt Sitz des Landesmuseums zu werden.

Das Direktorium gab sofort dem Minister Auftrag, durch die Baslerische Verwaltungskammer die Ansprüche der Waldenburger Bauern auf Entschädigung prüfen und im Fall der Begründung derselben ihnen einen Louis d'or bezahlen, zugleich aber die Antiken aufbewahren zu lassen.

Nicht lange darauf, als aus Wallis ein Rapport über Verschleuderung antiker Reste einlief, beschloß das Direktorium (15. Dez. 1798: Helv. Arch. Bd. 583 S. 553):

„Es sollen die Verwaltungskammern eine ausführliche Be-
Basler Jahrbuch. 1892. 5

Schreibung aller schon bekannten alten Monumente und aller derjenigen eingeben, die mit der Zeit in dem Umfang ihres Kantons entdeckt werden könnten.“(!)

„Der Regierungs-Statthalter eines jeden Kantons soll darauf wachen, daß die besagten Monumente auf keine Art verderbt oder beschädigt werden, auch wirksame Maßregeln zu deren Erhaltung ergreifen, und wenn allenfalls alte Ruinen hervorgegraben würden, die dießartigen Arbeiten mit aller Aufmerksamkeit fortsetzen lassen.“

Ich bin am Ende meiner Erzählung angelangt. Die einzelnen mitgetheilten

Thatsachen sind an sich unbedeutend genug um vielleicht von dem und jenem Leser als Kleinigkeitskrämerei bezeichnet zu werden. Zu dessen die Akten



geben doch in Bezug auf ein einzelnes Verwaltungsgebiet einen Einblick in die Kleinlichkeit unsrer Rathsverhandlungen im vorigen Jahrhundert. Und ein Rückblick auf das Ganze wird die Vermuthung bestätigen, daß durch die früh begonnenen und lange fortgesetzten Schädigungen im Kleinen, ehe eine sorgsame Regierung ängstliche Wache hielt, die Gebäude der alten Stadt allmählig dem Boden gleich gemacht, ja noch unter der Erde zerstört wurden. Unsere Zeit hat gelernt in solchen Dingen auch das Kleine zu beachten; denn wie der Naturforscher aus einem Zahn das ganze Thier errathen kann, so dient auch dem Alterthumsforscher oft eine Kleinigkeit zur sichern Wiederherstellung eines größern Ganzen. Und Dank der Sorge unsrer Vorfahren und der Opferwilligkeit unsrer Zeitgenossen ist es gelungen eines der wichtigsten Monumente, das Theater, wenn auch als Ruine, doch noch so ansehnlich zu erhalten, daß der Betrachter staunend und bewundernd sich den Anblick eines scenischen oder amphitheatralischen Schauspielers der Römer vergegenwärtigen kann.

